

KULTURNOTIZEN

BERNER LITERATURPREIS
An drei Vermittler

odifiz. Die städtische Literaturkommission hat beschlossen, 1999 nur einen Preis zu verleihen: einen Sonderpreis an die Herausgeber des 1998 erschienenen Berner Literatur-Almanachs, Adrian Mettauer, Walter Pross und Reto Sorg. «Es soll damit», so die Kommission, «einerseits gewürdigt werden, dass dieses Team beim Zusammentragen und Auswählen der Texte namentlich auch jüngerer Autorinnen und Autoren für die bismische Literatur und damit zugleich für die literarisch interessierte Öffentlichkeit geleistet hat. Andererseits soll die Preissumme der Gruppe ermöglichen, den aktuellen literarischen Schaffens weitere Wege hin zu den Leserinnen und Lesern zu öffnen.» Die Preisübergabe findet am 2. August um 19 Uhr im Forum für Medien und Gestaltung in Bern statt. Gleichzeitig wurde bekanntgegeben, dass 1999 Werkbeiträge an folgende Autorinnen und Autoren vergeben werden: Martin Gelzer (Fr. 10.000.-), Beat Stürch (Fr. 12.000.-), Uj Mollet (Fr. 10.000.-) und Marianne Freidig (Fr. 3000.-). Das Berner New-York-Stipendium in der Höhe von 18.000 Franken ging an Christoph Geiser.

MÜNCHEN
Junge Kunst

dpa. «Junge Kunst» steht im Mittelpunkt der diesjährigen Grossen Münchner Kunstausstellung. Zum 50-jährigen Bestehen der Kunstausstellung wurden 1999 ausschliesslich Arbeiten von Künstlern und Künstlerinnen unter 40 Jahren ausgewählt. Die ab Freitag geöffnete Überblickschau im Haus der Kunst zeigt bis zum 12. September 222 zeitgenössische Kunstschaffende aus dem In- und Ausland mit insgesamt 380 Arbeiten. Das Spektrum der Kunstwerke reicht von Malerei, Zeichnung, Grafik und Plastik bis hin zu Objektkunst und raumbegleitenden Installationen. Ein Schwerpunkt liegt mit Fotografie sowie Video- und Computerkunst bei den neuen Medien. Aufgrund der Vielfalt der künstlerischen Techniken und Sprachen ist die Kunstausstellung in ihrer Übersicht für Besucher, Sammler und Käufer von besonderem Interesse, sagte Helmut Kästl, Präsident der Ausstellungsleitung, am Mittwoch. Darüber hinaus bilde die Schau gerade für junge Künstler eine «wichtige Brücke zum Markt».

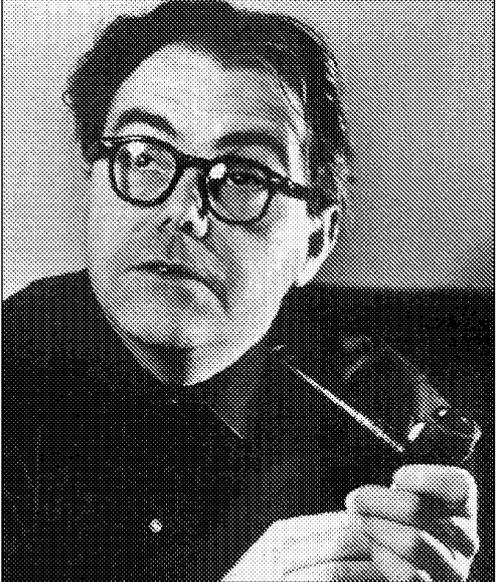
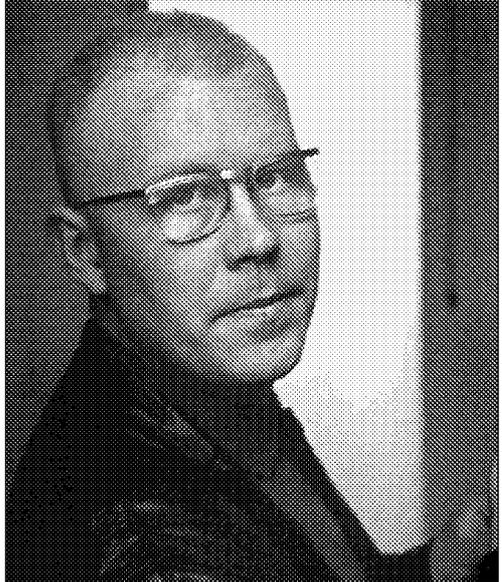
«BUND»-LITERATURQUIZ

«Der Brand meiner krankhaften Leidenschaften schürte die Wunde meiner Frostbeulen, denen das am Goldsaum erbliebte Prisma es angeht hat, das nun als Konfetti verduftet. Ich selber bin nichts als die asche der Glawänder des Feuers festgefrorene Seele. Mit meinem eigenen Bild schlage ich mich vor die Stirn und schreie die Ware meines Schmerzes durch die allein Erbarmen verschlossenen Fenster aus. Mein von den einsteinhundert Pächern meiner Tränen zerfetztes Hemd heisst salpetersauer in meine Agerhande, die meine Schritte und die Schritte meiner Füsse von Tar zu Tar zerrn...»
li. Die magere sagt das zu fetten Angst, und das in einem (von Paul Celan aus dem Französischen übersetzten) Theaterstück, das Panisches und Kulturelles auf absurde Weise mit der Idee vermischt, dass alles genau so real wie ironisch sei und Wünschen noch immer gehorchen habe. Das Stück stammt von einem, der sonst eher in Sachen Kunst, da aber sehr, sehr berühmt war. So dass sich an der Uraufführung des Bühnenstückes am 14. Mai 1944 unter der Regie von Albert Camus gleich die ganze französische Literaturprominenz beteiligte. Raymond Queneau spielte die Zwiebel, Michel Leiris den Klumpfuß, Jean-Paul Sartre das Klumpchen, Simone de Beauvoir die Kusine, Dora Maar die magere und Germaine Hugnet die fette Angst.

Auflösung vom letzten Mal:
Autor des zitierten Theaterstückes – ein der Söhne i. Robert Oppenheimer von 1916 – war Henry Kissinger (1917-1992).

«Sie sind der beste Lektor, den ich je hatte»

LITERATUR/ Der Briefwechsel zwischen Max Frisch und dem um eine Generation jüngeren Uwe Johnson entpuppt sich als eines der wichtigsten literaturgeschichtlichen Dokumente für die Zeit zwischen 1964 und 1984.



Die beiden Schriftsteller Uwe Johnson und Max Frisch um 1964/65, als ihr jetzt veröffentlichter Briefwechsel seinen Anfang nahm.

CHARLES LINSMAYER

Als letztes Jahr der Briefwechsel Frisch/Dürrenmatt publiziert wurde, dokumentierte der schmale Band bloss, dass die zwei grossen Schweizer sich bei allem gegenseitigen Respekt nicht sehr viel zu sagen hatten und sich innerlich letztlich fremd geblieben sind. Nicht so der Briefwechsel Uwe Johnson/Max Frisch, den Eberhard Fahlke, der Leiter des Johnson-Archivs in Frankfurt am Main, jetzt herausgegeben hat.

Hier standen zwei Schriftsteller unterschiedlicher Generation, unterschiedlicher Nationalität und unterschiedlicher Schreibweise lange Zeit in einem echten, konstruktiven Dialog, bei dem vor allem der ältere den jüngeren als eine Art Probeleser und intellektuelles Korrektiv aktiv in die Entstehung seiner Werke mit einbezog.

Schwierige erste Kontakte
Frisch und Johnson lernten sich 1962 in Rom kennen. Der 1959 aus der DDR emigrierte 23-jährige Uwe Johnson ist mit «Mutunnsungen über Jakob» (1959) und «Das dritte Buch über Achim» (1961) zum Hoffnungsträger einer jüngeren Generation geworden, der 51-jährige Max Frisch steht nach dem Erfolg der Romane «Stille» (1954) und «Homo faber» (1957) mit dem Bühnenstück «Andorra» (1961) auf der Höhe seines Ruhms. Aber die Römer Begegnungen des Villa-Massimo-Stipendiaten mit dem Schweizer, der damals mit Ingeborg Bachmann zusammenlebte, scheinen nicht über die oberflächlichen Freundlichkeiten von Autoren des gleichen Verlags hinausgekommen zu sein, und auch 1964, als zwischen den beiden die ersten in dem Band abgedruckten Briefe gewechselt werden, herrscht eher frostige Abblendung denn gegenseitiges Verständnis vor. «Eine Begegnung, wie diese in Berlin, noch einmal hinzunehmen, verlange ich nicht von mir», schreibt Frisch Johnson nach einem offensichtlich missglückten Treffen. Der entscheidend ist in aller Form, und der Briefwechsel schläft wieder für zwei Jahre ein. Dennoch lässt Frisch es sich nicht nehmen, dem Kollegen 1966 für eine Mexikoreise 5000 Franken zu überweisen – den ersten einer Reihe von Unterstützungsbeiträgen, die er Johnson bis hin zu einem Darlehen von 120.000 Franken für dessen Haus in Sheerness-on-Sea in regelmässigen Abständen zusammen lässt.

Dennoch kommt es überraschend, was Frischs Brief vom 21. Dezember 1970 ankündigt: dass er

das Typoskript seines zweiten, seit 1966 geführten Tagebuchs, das 1972 unter dem Titel «Tagebuch 1966 bis 1971» erscheinen sollte, Uwe Johnson als ersten Leser zur Lektüre unterbreiten will: «Es ist ... höchste Zeit für einen Test, und auf Ihr Urteil, lieber Uwe, lege ich den höchsten Wert. Sie werden streng sein müssen, aber von Ihnen kann ich es annehmen. Auch vertraue ich auf Ihre erprobte Diskretion.»

Johnsons Lektoratsarbeit
Es sprengt die Grenzen einer solchen Edition im Grunde bei weitem, dass dem Briefwechsel Frisch/Johnson als Anhang das vollständige, 160 Druckseiten umfassende Lektorat Uwe Johnsons von Frischs zweitem Tagebuch angefügt ist. Aber es kann das Verhältnis der zwei Männer tatsächlich nur verstehen und abschätzen, wer diese Kommentare und Änderungsvorschläge studiert und – mit Staunen! – zur Kenntnis nimmt, wie bereitwillig und konziliant Frisch in den meisten Fällen auf die Ratschläge des jüngeren Kollegen eingegangen ist. Der lobt nämlich nicht nur, sondern bestimmt ihn mit seinem «deklarator» oder Bemerkungen wie «zu privat», «konventionell», «verzichtbar», «entbehrlich» zum Weglassen einer ganzen Reihe von (in dem Briefwechsel jetzt wieder abgedruckten) Passagen.

So dass Frischs zweites Tagebuch dank Johnsons Einwirkung letztlich einiges an innenpolitisch schweizerischer Brisanz verliert (Bühle wird geradezu geschont, Werner Weber kommt aus der Schusslinie), dafür aber an Lesbarkeit und Verständlichkeit für ein internationales Publikum gewinnt. Dabei allerdings auch Text-Passagen wie das «Symposium in einer Person» zum Verschwinden gebracht werden, das für Frischs Schweiz-Verständnis vielsagende Sätze enthalten hat: «Mein verkehrtes Verhältnis zur Schweiz ist hervorgegangen aus dem persönlichen Irrtum, die Schweiz existiere aus einer Idee.» Oder: «Eine gewisse Obsession dieses Land zu beurteilen, ist nicht zu leugnen.»

«Sie haben mir wirklich geholfen»
Kein Zweifel: Johnsons Redaktionsarbeit, die Frisch mit Worten wie «Sie haben mir wirklich geholfen» oder «Sie sind der beste Lektor, den ich je hatte» dankt, hat für die in den Briefen nun dokumentierte Dichterdiskretion eine Basis gelegt, die auch schwierigen Situationen gewachsen war und es beiden

sonst eher wortkargen Briefpartnern ermöglichte, auch sehr persönliche Dinge wie das Verhältnis zu Frauen anzusprechen, und doch stets auf einer gewissen, von gegenseitiger Achtung getragenen Distanz zueinander zu bleiben. Frisch sprach Johnson schon bald mit «Lieber Uwe», Johnson Frisch stets mit «Lieber Herr Frisch», an, zum vertraulichen «Du» fanden sie nicht.

Während Frisch sich eher ermunternd und schonungsvoll neugierig um Johnsons Werk kümmert und z. B. freundschaftlich-diskret, aber niemals drängelnd oder vorwurfsvoll mit Johnsons langjähriger Schreibhemmung umgeht, macht er selbst den jüngeren Kollegen auch nach der Arbeit am «Tagebuch» immer wieder zum Mitarbeiter und Lektor an seinen Texten: bei der Friedenspreisrede von 1976 etwa, oder beim «Triptychon» von 1978.

Im Zusammenhang mit dem Roman «Montauk», zu dessen Entstehung der Briefwechsel unerhört aufschlussreich ist, wird Johnson sogar aktiv in die Diskussion mit einbezogen und muss Frischs Ehefrau Marianne in einem Brief zu erklären suchen, dass die Darstellung der Liebe zwischen dem «Montauk»-Protagonisten und der Amerikanerin Lynn nicht einfach mit der Beschreibung eines Ehebruchs gleichzusetzen sei. Bevor der unter motorischer Flugschnelligkeit Frisch am 22. Januar 1975 von New York nach Zürich zurückfliegt, teilt er Johnson handschriftlich mit: «Für den Fall: ich bestehede darauf, dass Montauk (auch in diesem provisorischen Zustand der Arbeit) publiziert wird; dabei bitte ich Sie und ermächtige ich Sie, das Lektorat zu übernehmen.»

Krise um «Stichworte»
Höchst problemreich verläuft hingegen, wie jetzt zu erfahren ist, die Arbeit an jenem Buch, bei dem Johnson das einzige Mal öffentlich als Frisch-Herausgeber in Erscheinung tritt: «Max Frisch: Stichworte. Ausgesucht von Uwe Johnson». Der Band, der 1975 zum 25-Jahr-Jubiläum des Suhrkamp-Verlags herauskommen soll und der in der von Johnson vorgelegten Fassung um 50 Seiten zu umfangreich ist, wird, da Johnson eines Herzinfarkts wegen arbeitsunfähig ist, von Frisch selbst auf den geforderten Umfang zusammengelürzt – ein Vorgang, den Johnson nur schwer verkraften kann und den Frisch mit einem Text zu entschärfen sucht, den er jeweils bei Lesungen aus dem Buch vorträgt und der eine char-

manente Hommage an den Herausgeber darstellt.

Ob dieser Erfahrung wegen oder der schwer alkoholabhängigen Johnson sich nach 1974, nach seinem Rückzug auf die Themsen-Insel Sheppey ganz allgemein von seinen Freunden zurückzog: jedenfalls ist der letzte Teil des Briefwechsels immer stärker von Loyalitätszweifeln und schwermütigen Auslassungen überschattet und versucht Frisch sogar einmal in beschwörenden Worten die Freundschaft zu retten. Bezugsnehmend auf den während einer Zürcher Begegnung gesausenen Satz «Herr Frisch, warum sind Sie so zu mir?» schreibt er am 6. September 1978: «Meine Zuneigung, lieber Uwe, ist unverändert, eine grosse Zuneigung. Diese ist allerdings stumm oder ratlos geworden, hilflos unter dem Bewusstsein, dass Sie schon seit einiger Zeit etwas Schweres erleben, wovon ich nicht wissen soll...»

Ein letzter grosser Vertrauensbeweis, den Frisch Johnson entgegenbringt, ist 1980 die Verfügung, dass Johnson das nach wie vor gesperrte und nicht einmal den Stiftern der Max-Frisch-Stiftung zugängliche «Berlin Journal» von Februar 1973 bis April 1980 in Kopie behalten und lesen dürfe. Zeichen der letztlich unverbrüchlichen Freundschaft zwischen zwei Männern, die gerade im Hinblick auf die in jenem Tagebuch behandelte Thematik sehr viel gemeinsam hatten: die gekränkte, die getauschte, die verhinderte Liebschaft, wie Johnson sie als geheimes Hauptthema aller seiner Werke sah und wie sie auch in Max Frischs Leben und Werk immer wieder schmerzhaft virulent ist.

In seinem letzten Brief, abgeschickt am 12. Oktober 1983, bittet Johnson Frisch, ihm vom Juni 1984 bis Mai 1985 seine New Yorker Wohnung zur Verfügung zu stellen. Aber die Flucht aus der Einsamkeit, die der Freund wiederum grosszügig ermöglichen wollte, gelangt nicht mehr. Drei Wochen schon liegt Johnson tot in seiner Wohnung in Sheerness-on-Sea, aber am 13. März 1984 gefunden wird.

Einblick in eine Epoche
Akrabisch ediert und kommentiert wie er ist, bietet der Briefwechsel Frisch/Johnson mehr als nur einen Einblick in die Beziehung zwischen zwei wichtigen deutschsprachigen Autoren dieses Jahrhunderts. Man kann daraus auch Wesentliches über die Literatur- und Kulturgeschichte der bewegten Jahre zwischen 1964 und

1984 erfahren, über den Versuch der Literatur, sich politisch Gehör zu verschaffen, über das Engagement für Chile und Vietnam, über die Rolle des Suhrkamp-Verlags, der in jener Epoche eine herausrollende Rolle spielte, und nicht zuletzt über das allmähliche Abdrücken der Schweizer Intellektuellen von Jensen Diskurs in der Enge, der jahrzehntelange Kräfte gebunden hatte. Uwe Johnson jedenfalls wünschte sich sogar das Verhältnis der Schweizer Autoren untereinander lockeren und gelöster, und auf Dürrenmatt, Frischs ewigen Antipoden, angesprochen, hielt er dem Briefpartner am 21. März 1976 mit entwandfendem Charme vor: «Er ist doch in manchem das, was wir Angelsachsen Ihre *opposite number* nennen würden, und da wollen mir die Störungen zwischen Ihnen vorkommen als eine Art Verschwendung.»

Das Buch
Der Briefwechsel Max Frisch/Uwe Johnson 1964-1983. Herausgegeben von Eberhard Fahlke. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 422 Seiten, Fr. 52.-

«BUND»-TASCHENBUCHTIP
li. Ein intelligentes, abwechslungsreiches Sommer-Lesebuch hat Jörg Plath unter dem Titel «Sommerfrische» als dtv-Band 12647 zusammengestellt. Hermann Harry Schmitz schildert da humorvoll, wie sich im ersten Jahrhundertvertel noch das Essen an einer feinsten «table d'hôte» ausnahm. Viktor Klempner erzählt ironisch-verspottet von der Ferienreise nach Bornholm im Jahre 1911, Hugo von Hofmannsthal schildert fast schon wehweilend ein Dorf im Gebirge, während Peter Altenberg von einem Landungssteg an den Salzkammergut-Seen schwärmt. Solch Harmlos-kyllischen stehen Beiträge wie Alberto Moravias Erzählung von einem Knaben, der sich in den Sommerferien fürchtet, ermordet zu werden, Elias Canettis Erinnerung an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 und Natalia Ginzburgs Beschreibung eines tödlich langwierigen Gebirgsaufenthalts gegenüber, der sie als Kind schon den Sommer förmlich hassen lehrte. Wem das zu pessimistisch ist, der kann sich mit Guy de Maupassants Erzählung «Eine Frau trat ein» trösten: einer richtig schönen nostalgischen Sommerliebe, in der die Festschimmung die Liebesbereitschaft bedingt: «Selig in der unerhofften Nähe, wagle er die junge Frau nicht anzusehen und dachte wie wir ihm rausch: Ist es möglich? Wäre es möglich? Verlieren wir beide den Kopf?»